

Zwischenstopp

Das Dach der Welt war sein Schulzimmer

Ang Kami Sherpa arbeitet seit 22 Jahren für Nepal-Besucher – Aus dem Leben eines steten Aufstiegers

Träger, Küchenjunge, Assistent, Führer – der 35-jährige Ang Kami Sherpa hat im Gebirgstourismus jede Hierarchiestufe erklommen. Doch der Beruf hat den Nepali auch fast das Leben gekostet.

Wo wir auch hinkommen, er ist immer schon da. Kundig an der nächsten Wegabelung, andächtig bei der nächsten Gebetsmühle, bewirtend im nächsten Tea-House – oder als Strahlmann und Fotomodell vor dem nächsten Achttausender, der am Horizont klebt, so nah und doch so fern. Ang Kami Sherpa weiss, wie es sich anfühlt, dort oben, auf dem Giebel der Welt, seit er 2001 den Mount Everest bestiegen hat. Ang Kami Sherpa weiss aber auch, dass der unübertreffliche Gipfelfesturm nicht jedem vergönnt ist – weshalb er wanderfreudige Touristen über die schönsten Trekkingrouten seiner Heimat Nepals führt. Wie ein guter Geist, der geschmeidigere Füsse hat als wir und mehr, viel mehr, ja alle Abkürzungen kennt – und daher immer schon da ist, wo wir auch hinkommen.

«Völlig normal»

Ang Kami gehört zum Nepali-Volk der Sherpa, dessen Name durch die Everest-Erstbesteigung Sherpa Tensings mit Edmund Hillary fast weltweit berühmt geworden ist – und fast weltweit mit «Träger» übersetzt wird. Weltweit falsch. Ang Kami stört sich nicht daran. Er begegnet dem Fehler mit Gelassenheit, weil er immer wieder auftaucht – und zudem etliche Sherpas, in der Tat, als Träger arbeiten, 30, 35 oder gar 60 Kilogramm Ware durch das Gebirge buckelnd. Wohl diesen Trägern, die für Touristen arbeiten, denn dabei verdienen sie ein Mehrfaches als etwa im Dienst eines einheimischen Bauern. Wer als Ausländer ein schlechtes Gewissen hat, wenn Nepali Rucksack, mitunter auch Tische, Stühle und Proviant hochschleppen, den beruhigt Ang Kami fast fürsorglich. «Träger» sei ein traditioneller Beruf, «völlig normal», auch er habe so begonnen – damals, vor gut zwei Jahrzehnten, als Bub von 13 Jahren. Und er beginnt zu erzählen.

Die Lehrer seines Dorfes seien «nicht so zufrieden» gewesen, «als ich nicht mehr regelmässig zur Schule kam», doch die Lehrer so manchen Dorfes aus dem Khumbu (der Gegend der Sherpa) sind es gewohnt, dass Kinder oder deren Familien dem frühen Verdienst höhere Priorität einräumen als der Ausbildung. Ang Kami, der vier Geschwister und einen Elternteil wegen ungenügender medizinischer Versorgung verloren hat, verpasste «sechs bis sieben Monate» eines Schuljahres, aber fällt offensichtlich den richtigen Entscheid. Er brauchte bloss zwei Jahre als Träger zu arbeiten, ehe er zum «kitchen boy» promovierte, und musste sich nur kurz gedulden, ehe er Helfer des Führers, ein «Sirdar», wurde.

Danach hiess es wieder büffeln. Nein, Ang Kami kehrte nicht etwa in die Schule zurück, sondern wollte Trekking- und Bergführer werden – «nun musste ich lernen. Ich sollte alle Wege kennen, über unsere Kultur Bescheid wissen, über alle unsere Berge, wie hoch sie sind, wie schwierig zu besteigen.» Und Ang Kami büffelte, wo es am schönsten ist – in den Bergen, assistierend an der Seite eines Routiniers, der seit einer halben Ewigkeit Touristen durch Nepal führte.

Erfüllter Traum mit Schweizer Namen

So wurde Ang Kami nicht nur im täglichen Leben, sondern auch in der Berufswelt zum Aufsteiger. Ihm war mehr Glück beschieden als manch anderem Nepali-Jungen, der die Schule abbricht, aber höchstens zum Küchenjungen befördert wird. Warum? Ist Ang Kami schlicht lern- und wissbegieriger? Die Bescheidenheit erlaubt ihm bloss eine knappe Antwort: «Es war immer mein Wunsch, so zu arbeiten», sagt er – auf Deutsch, denn in den letzten Jahren knüpfte Ang



Ang Kami Sherpa: Wo man auch hinkommt, er ist immer schon da.

BENJAMIN STEFFEN

Kami Kontakte ins Bernbiet und ins Bündnerland, er lernte Deutsch, besser und besser. Den Bezug zur Schweiz spiegelt auch Ang Kamis jüngste berufliche Veränderung, sein vorderhand letzter Fortschritt: Er hat sich selbstständig gemacht und eine eigene Agentur gegründet. «Das war mein Traum», präzisiert er an dieser Stelle, ehe er den Namen des erfüllten Traumes nennt: «matterhornnepal.com».

Seit Anfang 2008 ist Ang Kami sein eigener Herr, der Geschäftslauf sei befriedigend, obwohl der jüngste chinesisch-tibetische Konflikt zu partiellen Schliessung der Grenze zu Nepal und zu etwas weniger Touristen geführt hat. Aus dem einstigen «Bubenberuf» ist ein Business geworden, doch die Berge, den Gang in die Natur liebt er darob nicht weniger – was umso nachvollziehbarer ist angesichts seines von immer mehr Autos und Abgasen dominierten Wohnortes Kathmandu, wohin er mit 21 Jahren gezogen ist.

Nie mehr auf den Everest

So wachsen Ang Kamis Kinder in grundlegend anderen Verhältnissen auf als ihr Vater. Die zwei Töchter leben nicht am Fuss der höchsten Berge der Welt, sondern in einem wachsendem Moloch;

die Versorgung mit Medikamenten ist in der Hauptstadt mehr oder minder gewährleistet; ihr Vater legt Wert auf eine abgeschlossene Schulbildung. Sichtlich stolz erzählt er, er könne die Mädchen – das eine 13, das andere 7 Jahre alt – auf eine Privatschule schicken. Dafür ruft die Kinder der Berg seltener – verführt sie nicht zur Arbeit. Und den Vater? Trekkings und Besteigungen über die 8000er-Grenze leitet er nach wie vor, weil Kunden ihn oft explizit als Führer wünschen, doch einen Gipfel peilt er nicht mehr an: den höchsten der Welt. Nachdem er den Mount Everest 2001 mit der PR-starken Expedition des blinden Amerikaners Erik Weihenmayer bestiegen hatte, begleitete er zwei Jahre später eine Gruppe vom Norden, von der Tibet-Seite her – und verlor im Lager 4, beim Errichten des Biwaks, bei einem Sturz in die Tiefe fast das Leben. Ang Kami vermochte sich aus eigener Kraft zu retten, «und erst, als ich ins Base-Camp zurückkehrte, realisierte ich, dass ich fast gestorben wäre». Als er davon seiner Frau erzählte, «beschlossen wir, dass es künftig nicht mehr die allerhöchsten oder die allerschwierigsten Berge sein müssen».

Benjamin Steffen

Unterwegs

Der «tüchtige» Gott

rrs. Die Maschine für den Flug von Delhi nach Frankfurt ist nicht ausgebuht. Umso mehr fällt ein Block von sechs Reihen auf mit jungen Männern in gelb-orangefarbenen Roben. Ihre Köpfe sind rasiert. Ganz offensichtlich sind es Mönche. Aber so viele und auf dem Weg nach Deutschland? Ausserdem sehen sie nicht sehr glücklich aus. Ich grübele. Endlich fasse ich mir ein Herz, gehe nach hinten und frage einen der Männer auf Englisch nach dem Woher und Wohin. «Wir sind Mönche aus einem Kloster in Ladakh auf dem Weg nach Köln zu einem Kulturfestival. Dort werden wir unsere religiösen Tänze aufführen.»

Ich bedanke mich für die Auskunft, nicke den Mönchen freundlich zu, frage aber noch, ob sie sich denn nicht freuen, weil alle so bedrückt wirkten. Mein Gesprächspartner, der sich als der Lehrer der jungen Männer vorstellt, schmunzelt und erklärt: «Keiner von ihnen hat jemals das Kloster verlassen. Nun der ungewohnte Flug, zunächst nach Delhi und nun ins ferne Deutschland.» Das sei überwältigend fremd für sie.

Je näher wir Europa kommen, desto dichter wird die Wolkendecke. Nichts ist mehr zu sehen. Die Gesichter der Mönche sind zunehmend ängstlich. Ich gehe nochmals zu ihnen hin und erfahre weiter: «Sie wissen, dass man bei Ihnen an nur einen einzigen Gott glaubt, während wir doch viele Gottheiten haben, die alles regeln. Sie fürchten sich, weil die Erde nicht mehr zu sehen ist. Wo sollen wir denn landen? Hat euer Gott sie vergessen? Er kann sich doch gar nicht um alles kümmern!»

Ich kann ihre Ängste nachvollziehen, beobachte die Gruppe während der Landung, als wir ins Nichts der dicken Wolkendecke eintauchen. Es ist gespenstisch. Blankes Entsetzen auf ihren Gesichtern. Endlich setzen wir trotz dichtem Nebel auf und haben wieder festen Boden unter den Füssen. Trotzdem sehen die Mönche nicht glücklich aus. Wir verabschieden uns. Ich werde eingeladen, mir in der nächsten Woche ihre Tänze anzusehen. Das tue ich, fahre nach Köln. Strahlender Sonnenschein und tiefblauer Himmel. Die Tänze sind mystisch und eindrucksvoll, ihre Gewänder und Masken phantastisch. Ich gehe hinter die Bühne und gratuliere. Sie begrüssen mich mit lachenden Gesichtern und kräftigem Handschütteln. «Nun wissen sie, dass euer Gott doch alles im Griff hat», sagt der Lehrer freudig. Sie geben mir eine kleine Butterlampe. Die soll ich dem «tüchtigen» Gott weihen und ihm auch in ihrem Namen danken.

«Welchen Himalaja hätten Sie gern?»

fb. «Der Himalaja hat ein Imageproblem: Die Verklärung bis zur Unkenntlichkeit.» So schreibt der nepalesische Journalist Kanak Mani Dixit in der Einleitung des heuer neu aufgelegten und durchaus lesenswerten Taschenbuchs «Reise in den Himalaya». Und er fügt an, dass der Westen den Himalaja bewusst mythologisierte, um dort sein Shangri-La bewahren zu können. So erlebe jeder Tourist eben den Himalaja, den er sehen wolle. In Tat und Wahrheit handle es sich aber häufig um ein Trugbild. Denn die Völker am Fusse dieser majestätischen Gipfel seien inzwischen von einem ähnlichen Erwerbstreben getrieben wie der Rest der Menschheit. Der Autor geht sogar noch einen Schritt weiter: Es sei an der Zeit, darauf hinzuweisen, dass auch im Himalaja viele Menschen von einem Shangri-La träumten. Nur heisse dieses anders: «Amri-ka», das gelobte Land der USA, welches jedem eine Chance gebe, unabhängig von Kaste oder Klasse. – Dass die Uhren im Dunstkreis des Himalajas dennoch anders gehen als bei uns, zeigen die folgenden Kapitel des Buches, in denen zahlreiche lokale Legenden und Balladen wiedergegeben werden.

«Reise in den Himalaya. Geschichten fürs Handgepäck». Unionsverlag, Zürich 2008, 255 Seiten, € 9,90.

